



UNIVERSITÄTS-  
BIBLIOTHEK  
PADERBORN

## **Caritasblüten aus der Mission 1938**

4 (1938)

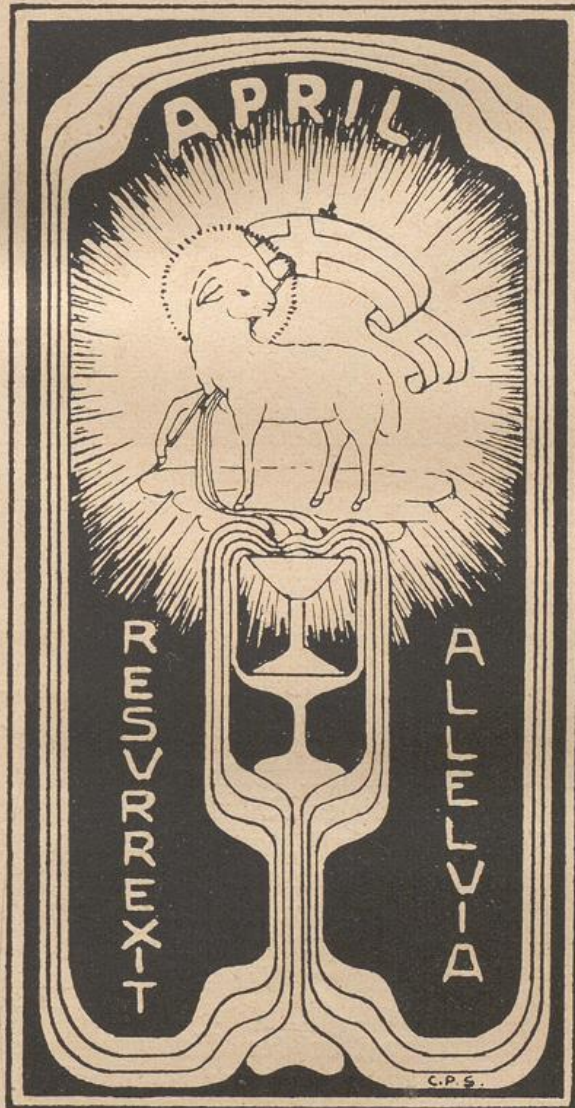
---

# Caritasblüten

Nr. 4

April

1938



Das ist das Lamm, das uns erkaufte in seinem Blut,  
Für uns sich hingegeben in heißer Liebesglut.  
Ja, Lob und Preis sei ihm von allen Nationen,  
Von allen Stämmen, Sprachen aller Zonen,  
Denn würdig ist das Lamm – getötet in der Zeit –  
Daß es besitze alle Macht in Ewigkeit!  
Alleluja!

M. B.



Lorenzo-Marques: Schwester M. Ingeborg mit ihren Schülzlingen  
(Kindergarten vom Colégio European. Photo: Archiv.)

## Visitationsreise unserer Würdigen Mutter Generaloberin

(Fortsetzung)

Von Mutter M. Tertula

**S**s war bereits 6 Uhr abends, da ließ unser Chauffeur ein Alarmsignal los. Erstaunt hielten wir Ausschau und sahen in dieser Wildnis plötzlich schöne Gebäulichkeiten. Wahrhaftig eine Oase in der Wüste! Da tauchten auch schon unsere Schwestern auf und eilten zum Auto. Also richtig, es war keine Täuschung, wir waren am Ziel! Die Wiedersehensfreude war sehr groß. Zwei von unsern Schwestern unterrichten hier 190 Kinder. Der Schulunterricht wird in der portugiesischen Sprache erteilt, der Religionsunterricht darf auch in der Eingeborenen-sprache abgehalten werden. Die Eingeborenen, welche zum Bezirk Lorenzo-Marques gehören, heißen Landins. Diese werden wieder in verschiedene Stämme eingeteilt. Die Schulkinder nahmen selbstverständlich an der Freude der guten Schwestern teil, und Würdige Mutter übte sie auch nicht zu lange in der Geduld. Anderntags schrieben sie in der Aufsatzstunde ihre Gedanken über das freudige Ereignis nieder. Die kleine Esther schrieb wie folgt: „Als Würdige Mutter kam, haben wir uns alle gefreut und sagten ihr ‚Guten Tag‘. Da hat sie sich sehr über

uns gefreut. Abends teilte sie uns Doces (Süßigkeiten) aus und wir alle waren voll großer Freude. Montags kam sie in die Schule und gab allen Schülerinnen eine Medaille. Und alle dankten ihr. Die gute Mutter bat alle Kinder, sie sollen sie im Gebete nicht vergessen und den Schwestern gehorchen. Liebe Würdige Mutter ist die Mutter von allen Schwestern und deshalb sollen wir den Schwestern folgen. Es war noch eine neue Schwester bei ihr. Zuletzt sahen die beiden noch die Hefte der dritten Klasse, die Probearbeit der zweiten und das Diktat der ersten Klasse durch. Danach waren die beiden guten Schwestern so froh; auch alle Schülerinnen waren sehr zufrieden und sangen die Nationalhymne und noch einige Lieder, und das war sehr schön! — Am Dienstag machten einige Mädchen einen Reigen: 'Wir gehen jäten!' Das hat der Würdigen Mutter gut gefallen. Wir alle wünschen ihr viel Glück für ihr ferneres Leben. Dasselbe wünschen ihr alle Schwestern und die Mädchen des Internates."

Die meisten Schülerinnen kommen nur über Tag. Deren Kleidung besteht in einer Kimonobluse mit kurzem Ärmel und einem bunten Tuch, mit dem sie recht kunstvoll und geschickt ihren Körper umhüllen. Mit einem solchen Tuch sind auch die Männer bekleidet. Beim Gottesdienst tragen alle Frauen und Mädchen ein kleines Tuch um den Kopf gebunden. Je bunter, je lieber! Der Sonntagsgottesdienst war sehr rege besucht. Der eifrige Missionar, der hier wirkt, ist ein portugiesischer Weltpriester. Er kann bereits auf eine mehr als 25jährige mühevollere Tätigkeit zurückblicken.

Die schöne, geschmackvoll angelegte Missionsstation gibt Zeug-



Palmenallee in Malacca (Photo: Archiv)

nis von seinem regen Schaffen und Wirken. Das Pfarrhaus sowie das Kloster mit Schule hat ringsum eine Veranda. Die luftigen Wohnräume sind für diese Gegend ein Lebensbedürfnis, weil das Klima sehr leicht Malaria hervorbringt. Ungefähr eine Stunde weit entfernt liegt der See Lungi. Hier haufen noch die Krokodile und die Nilpferde. Die Eingeborenen leben von Mais, Reis, Bohnen, Manioka, Erdnüssen und von einer Art Süßkartoffel. Rings um ihre Kraale haben sie kleine Felder. Besonders beliebt ist die Cajuespflanze, wovon sie das Bier bereiten. Auf der Missionsstation selbst hat man eine kleine Kaffeepflanzung. Außerdem gedeihen dort die Apfelsinen, Zitronen, Granatäpfel, Bananen, eine Art Birnen, Mangas, Atas und Kokosnüsse. Die Ananas wachsen vielfach am Wegesrand und auch in der Wildnis. Wir haben auch eine herrliche Allee von Kokospalmen gesehen, die voller Früchte oben an dem 15—20 Meter hohen Stamm hingen. Es ist interessant zu sehen, wie die Eingeborenen mit kazenartiger Geschwindigkeit den Stamm hinaufklettern, um ihn von der schweren Last zu befreien.

Die Missionsstation Malaice mit ihren hellgestrichenen Bauten, zwischen dem tiefdunkeln Grün der Bäume und Sträucher, überragt von den mächtigen Palmen, bestrahlt von dem goldenen Sonnenlicht, macht einen recht romantischen Eindruck. Da sieht man, was Fleiß und Ausdauer, verbunden mit dem Segen von oben alles vermag.

So sehr es uns auch dort gefiel, wir mußten am 24. November wieder nach Lorenzo-Marques zurückreisen, weil das Schiff, das uns von dort aus nach Ost-Afrika bringen sollte, planmäßig am anderen Tag abfahren sollte. Gegen 9 Uhr morgens stiegen wir wieder in den bekannten Omnibus und hatten noch einmal Gelegenheit, das abwechslungsreiche Landschaftsbild zu beobachten. Auf Baumstämmen am Wegesrand saßen die Eingeborenen mit ihren Erzeugnissen, die sie zum Markte bringen wollten: Tauben und Hühner und allerhand Früchte. Unser geduldiges Fahrzeug mußte das alles mitnehmen. Eine in der grellen Mittagssonne grünlich schimmernde Schlange überquerte den Weg. Sie suchte in Sicherheit zu kommen; aber, o weh, es war zu spät. Mit einem kräftigen Ruck überfuhr das schwere Lastauto die Schlange. In kleiner Entfernung wurde eine andere vom gleichen Schicksal ereilt. Hier sahen wir noch 25—30 Meter hohe Kokospalmen.

Bei der Übersezung eines Flusses bemerkten wir zierliche Schwalben, welche unser Fahrzeug mit fröhlichem Gezwitscher umkreisten; kamen sie wohl aus der Heimat?

Als wir gegen Abend in Lorenzo-Marques ankamen, erwartete uns dort eine Enttäuschung. Wir erhielten die Kunde, daß unser Schiff nicht am 25. sondern erst am 28. abfähre; da-

durch wurde unser Reiseplan sehr gestört. Die Schwestern dagegen freuten sich über diese Verzögerung. Wir benutzten die drei Tage zur Erledigung der Post, welche sich inzwischen sehr angehäuft hatte.

Am 28. November gingen wir an Bord und traten unsere stille Adventreise an. Zu unserer Freude trafen wir fünf Missionare auf dem Schiff, die nach Beira fuhren, um in der Njassa-Mission ihren priesterlichen Wirkungskreis anzutreten. In Beira blieb das Schiff vier Tage im Hafen wegen der vielen Frachtladungen. Die Missionarinnen Mariens gewährten uns liebevolle Gastfreundschaft und wir konnten die Gelegenheit



**Schwestern und Kinder in Malaite** (Photo: Archiv)

benützen, dem heiligen Messopfer beizuwohnen und die heilige Kommunion zu empfangen. Wie wohlthuend ist es doch in der Fremde, glütige, hilfreiche Menschen zu finden.

Einen interessanten Anblick bereiteten uns drei Flugzeuge, die zwischen vielen Schiffen verschiedener Nationen auf offener See ankerten. Als wir in der Morgenfrühe des folgenden Tages auf Deck kamen, beobachteten wir, wie sich eines derselben majestätisch über die Wellen bewegte, sich dann in einem leichten Anflug langsam erhob, um gleich wie auf Adlerschwingen die blauen Lüfte zu durchkreisen. Es fuhr nach Europa und man rechnete damit, daß es die Reise von Beira nach Rom in vier Tagen zurücklegen werde. Nachts sollte es immer landen.

Von Beira fuhren wir nach Mozambik, wo wir am 9. Dezember ankamen. Nun muß ich noch bemerken, daß der Nikolaustag nicht spurlos vorübergegangen ist. Er brachte uns

eine kleine Überraschung in die Kabine. So sorgt der liebe Gott in aufmerksamer Weise für seine Kinder. Am Sonntag, dem 13. Dezember, hoffen wir am Ziel unserer Reise zu sein: Darassalam. Dann werden unsere Schwestern im früheren Deutsch-Ostafrika mit dem langersehnten Besuche von unserer Würdigen Mutter erfreut. Für heute ein herzliches Lebewohl und Gruß Gott im Neuen Jahr.

5

## Nachrichten aus dem Mutterhaus

### Silber-Jubiläum.

In Heilig Blut:

Zr. M. Odulpha, Schw. M. Theodosia, Schw. M. Expedita.

In Neuenbeken:

Schw. Zita.

### Ewige Profess.

In Heilig Blut:

Schw. M. Wenera, Schw. M. Luka, Schw. M. Antilia.

### Erste Profess.

In Heilig Blut:

Schw. Idmara,	Schw. Meinradis,	Schw. Theresetta,
Schw. Deodata,	Schw. Wilfriedis,	Schw. Josefrieda,
Schw. Fredeswinda,	Schw. Iucundis,	Schw. Adalgisa,
Schw. Liboris,	Schw. Irmengarda,	Schw. Silvana,
Schw. Damianis,	Schw. Gerlinda,	Schw. Franziska,
Schw. Ingoberga,	Schw. Flaviana,	Schw. Hermanis,
Schw. Dagomara,	Schw. Elisa.	

Missionskloster Wernberg:

Schw. M. Notburgis.

### Einkleidung

Am 1. Februar 1938 in Heilig Blut:

Schw. Bonifaz,	Schw. Diethilde,	Schw. Ludgera,	
Schw. Engelbertis,	Schw. Baptist,	Schw. Gottfriedis,	
Schw. Irmgild,	Schw. Corda,	Schw. Pankratia,	Schw. Arno.

Im Missionskloster Wernberg (Österreich):

Schw. Inviolatis,	Schw. Consilia,	Schw. Siegrada.
Schw. Friedgarda,	Schw. Bernolda.	

Möge die liebe Gottesmutter alle unsere Bräutchen, seien es die im Silberkranz, oder im Kranz der blutroten Liebe, oder im jugendfrischen Myrthenkränzlein, mitnehmen auf den Opfergang ihres Lebens, um sie einst als reine Morgengabe dem himmlischen Vater darbringen zu können. Die Redaktion.

## Heimkehr vom Grabe

Jesus liegt im Grab!

Starre Felsen spalten sich –  
Offne Gräber sprechen . . .  
Todesschauer greift um sich –  
Wunde Herzen brechen!  
Grabesnacht umhüllet ihn –  
Ihres Herzens Wonne!  
Bebend sagt die Erde es –  
Blutend sinkt die Sonne!  
Zögernd steigt der Sterne Heer –  
Heil'ge Stille ringsumher!

Mutter, schmerzenseiche!

Tief das Schwert im Herzen wühlet –  
Wer hat, Mutter, je gefühlet,  
Was dein zartes Herz empfand?  
Deine Liebe liegt im Grabe –  
Er war deine ganze Habe –  
Od ist jetzt das Erdenland!  
Und Johannes führt dich leise  
In besorgter, treuer Weise  
Heim vom stillen, teuren Grab:  
Denn die Nacht fängt an zu dunkeln,  
Nur der Sternlein zagend Funkeln  
Ist noch Leuchte auf dem Pfad.  
Müde schwankest du nach Hause –  
Jeder Schritt frägt eine Pause,  
Doch die Hoffnung wanket nicht:  
'Bald werd' ich ihn wiedersehen!  
Sieh, mein Sohn wird auferstehen,  
Strahlender als Sonnenlicht!'

m. s.



## Eine Nacht in der Wüste

**E**s war eine Stunde vor Sonnenuntergang. Der Missionar und sein Pferd warfen lange Schatten auf den schlummernden Sand. Der Horizont schimmerte in Purpur. Die Hitze war unerträglich. Hier und da nach langen Zwischenpausen kam ein kleiner, erquickender Windhauch, aber das Feuer der Wüste siegte bald über ihn und dann herrschte wieder eine brennende Stille in der ausgestreckten Fläche. Immer wieder trieb der Missionar sein Pferd an, um noch vor Anbruch der Nacht die große Stadt, das Ziel seiner Reise, zu erreichen. Die Nacht ist ja in der afrikanischen Wüste der Tummelplatz der wilden Tiere; sobald die Sonne am Horizont verschwunden und die ersten Schatten die Erde bedecken, hört man von allen Seiten das Brüllen der Löwen, das Heulen der Leoparden, erst undeutlich, als wie von ferne, dann aber immer stärker, immer näher. Diese schreckliche Stunde drohte zwar noch nicht. Der Priester hatte noch eine Stunde vor sich, nach welcher er in dem sicheren Hafen landen soll. Er war gut bewaffnet, mit Mundvorrat versehen, und hatte sogar eine Flasche Rum, um die Kräfte wieder aufzuwecken und die brennenden Lippen zu erfrischen. Betend und denkend suchte er gegen den entmutigenden Eindruck der Einsamkeit zu kämpfen. Wie auch sein Blick durch die endlose Wüste drang, er bekam kein lebendes Wesen zu sehen. Keine Bewegung — es schien selbst, als ob der Wind auf dem Sand seinen ewigen Schlaf schlafen würde. O, wenn ihm doch Gottes Güte einen Bruder entsenden würde, welche Freude würde sein Herz überströmen, wie würde er ihm die Hand reichen und ihn umarmen, aber o weh, er wußte es nur zu gut, eine Begegnung in dieser endlosen Weite würde noch eine Gefahr mehr sein. Würde man in dieser Stunde einem Menschen begegnen, dann hätte man noch einen Feind mehr. Das wäre dann einer dieser arabischen Räuber oder verkommenen Europäer, welche die Karawanen berauben, denen man nicht mit dem Gruß auf den Lippen, sondern mit dem Revolver in der Hand begegnen muß.

So in Gedanken versunken und eingewiegt von dem eintönigen Trabe seines Pferdes, ließ er seinen Geist und auch den Zügeln freien Lauf. Plötzlich aber setzte er seine Füße fest in die Bügel und brachte sein Pferd durch eine instinktmäßige Bewegung zum Stehen. Was hat er gesehen? Ganz hinten am Horizont? Ist's eine Täuschung seiner Sinne? Ist da nicht in weiter, weiter Ferne etwas, das sich bewegt? Ganz sicher, er betrügt sich nicht. Der schwarze Punkt, den er eben gesehen, bewegt sich, nähert sich und wird immer größer. Es ist ein lebendes Wesen — ein Mensch! Er sieht ihn, und

er unterscheidet schon seine ganze Gestalt; aber dieser Mensch hat auch ihn gesehen und kommt sichtbar auf ihn zu... Was tun? Welchen Entschluß fassen? Sein Pferd in Galopp setzen, um aus dem Bereich dieses unbekanntes Wesens zu kommen? Das ist wohl das Sicherste, aber ist es auch das Ehrenvollste? Wenn dieser Mensch nun kein arabischer Räuber, vielleicht ein Christ, ein Landsmann wäre? Und wenn er selbst ein Landstreicher wäre, paßt es dann für einen Missionar, für einen Apostel Christi, vor einem Menschen zu fliehen, für den der Erlöser am Kreuz gestorben ist?

Der Priester zögert nicht. Er wird diesem unbekanntem Bruder begegnen, möge er ein Cain oder ein Abel sein. Inzwischen nähert sich der Mann immer mehr und mehr, er scheint sich sogar zu beeilen und gegen alle Müdigkeit zu kämpfen. Schon steht er in einem kurzen Abstand vor ihm. Ein armer Mann mit einem Gewehr in der Hand. Seine Augen funkeln von Fieber, Haß und Habsucht. „Ohne Zweifel ein Räuber und wohl noch ein Europäer; aber mir scheint er ein Unglücklicher, der sich in äußerster Not befindet.“ Der Priester zögert nicht mehr. Er setzt vielleicht sein Leben aufs Spiel, aber er hat Aussicht, einem Unglücklichen zu helfen, eine Seele zu retten. Dies alles steht im Moment vor seinem Geist. Es ist sein Beruf, dem Tod zu trotzen. Sein Leben ist nichts im Vergleich mit dem unschätzbaren Preis einer sündigen Seele.

Er steigt von seinem Pferd, wirft seine Waffen weg, um dem Unbekannten seine friedlichen Absichten zu zeigen, und geht dann ruhig und entschlossen auf ihn zu. Der Fremdling, verwundert und abgemüht, bleibt stehen. Die Überraschung wirkt stärker als der Haß, der Hunger und der entsetzliche Durst. Der Priester vermutet das und bietet ihm, ohne zu sprechen, seinen Vorrat an: Früchte, Datteln und Rum. Rum gibt Kraft und Leben! Er streckt seine Hand aus, greift das Fläschchen, bringt es an den Mund und trinkt mit langen Zügen. Es kommt Leben in sein Gesicht. Sein Blut kommt in Umlauf, seine totenbleiche Farbe weicht einem lebhaften Rot. Er wackelt, er hat in der Eile zu viel von diesem betäubenden Naß getrunken. Er fällt in seiner ganzen Länge und bleibt unbeweglich, wie ein Toter, auf der Erde liegen.

Erschreckt beugt sich der Priester zu ihm, fühlt seinen Puls, hört die Schläge seines Herzens und steht wieder auf. Es ist nicht der Tod, sondern ein wohlthuender Schlaf. Lange beschaut er ihn. Nach seiner Meinung ist er ein Landsmann. Trotz der wilden Züge trägt sein Antlitz Spuren von einem ehrlichen Ursprung. Die Apostelseele des Missionars wird mit Freude erfüllt. Die Sonne verschwindet langsam, ihre goldene Scheibe ist bereits bis über die Hälfte ins Endlose versunken. Noch einige Minuten und es ist Nacht. Was soll er mit dem

Unglücklichen anfangen, den die Vorsehung auf seinen Weg, ja in seine Arme gesandt hat? Soll er ihn auf sein Pferd setzen? Aber es ist ja unmöglich, in Anbetracht der Schwere eines besinnungslosen Menschen. Soll er ihn allein lassen in der Nacht, in dieser schrecklichen Wüste, preisgegeben den Zähnen der wilden Tiere? Er kann nicht zögern, er wird das Erwachen des Sünders abwarten und unter dem Schutze Gottes, der sein Werk nicht unvollendet lassen wird, bei ihm bleiben. Er kniet nieder in den Sand zu seinem Schützling, den er vor einer Stunde noch nicht kannte, für den er nun sein Leben aufs Spiel setzte. Langsam und vorsichtig hebt er das Haupt des Schlafenden in die Höhe und legt es auf seine Knie. Dann fängt er an zu beten.

Eine stille, feierliche, tiefe Nacht breitet sich über die Wüste aus. Zwei volle Stunden gehen vorüber, ohne daß einer der beiden Männer irgendeine Bewegung macht. Die Sterne kommen nach und nach zum Vorschein und verbreiten über das weite Sandmeer einen geheimnisvollen Schimmer. Die Engel betrachten vom Himmel her dieses ergreifende Schauspiel, schöner noch als das des Freundes, der bei seinem Freunde wacht, das Schauspiel eines Abels, der über Cain wacht.

Endlich kommt der Mann zu sich. Er erhebt sein Haupt, öffnet seine Augen und begegnet jenen des auf den Knien liegenden Priesters, der mit unaussprechlicher Güte ihn anschaut. Nun erinnert er sich und begreift alles. Sein ganzer Körper beginnt zu zittern, so wie die Besessenen von Israel im Augenblicke, da Jesus den Teufel aus ihnen austrieb. Der Haß ist überwunden, und Satan flieht, um nicht mehr wiederzukehren. Der gute Mörder weint und schluchzt und läßt sich, ohne ein Wort zu sagen, in die Arme des Priesters fallen, der ihn an sein Herz drückt und die Worte rief: „Mein Bruder!“ Als er gegessen hatte, ließ ihn der Priester auf sein Pferd steigen, er selbst ging zu Fuß neben ihm her, schweigend und betend, um ihn ganz den Einsprechungen der Gnade zu überlassen, welche in seiner Seele arbeitete. So kamen sie ohne irgendeinen Unfall in der Stadt an.

Der Missionar ließ den armen Unglücklichen auf seinem Bette schlafen, er selbst machte sich nebenan eine Ruhestätte zurecht. „Morgen“, sagte er, „wirßt du mir alles erzählen, was du willst, heute will ich nichts hören.“

Am andern Tage erzählte der Mann seine Geschichte. Eine schreckliche Geschichte: angefangen mit einer Jugend ohne Zucht und Arbeit, fortgesetzt in Laster und Frevel und nun durch ein Wunder der Barmherzigkeit Gottes beschlossen in herzlichen Reuetränen.

Seine Mutter, eine brave Bauersfrau, früh Witwe geworden, hat ihn von seinen Kinderjahren an verwöhnt. Er hat die

Schule besucht, weil er wollte; er hat gelernt, weil er Verstand hatte, und dann hat er sich dem Nichtstun, dem Vergnügen und dem Laster hingegeben. Mit 18 Jahren war er bereits durch und durch verdorben. Aus Langeweile wurde er Soldat, um das Kasernenleben kennenzulernen. Diesen Zwang wurde er bald müde, er fragte Urlaub und kehrte wieder in sein Dorf zurück. An einem gewissen Morgen, vor Tag und Tau war er verschwunden, ohne seine Mutter umarmt, wohl aber richtig bestohlen zu haben. Er ging nach Amerika, suchte sich ein kleines Vermögen zu sammeln, das er aber wieder in Trinkgelagen verspielte. Von da ging er nach Algier und führte ein geregeltes und arbeitsames Leben. Schon stand es um seine geistige und leibliche Wohlfahrt besser, als der Teufel ihm einen seiner früheren Kameraden, der auch dem Militär entlaufen war, in den Weg führte. Dieser suchte ihn aufs neue auf den Pfad des Lasters zu führen, und da ihm das nicht gelingen wollte, enthüllte er seine Vergangenheit und beraubte ihn seines guten Namens. Diesem Schlag konnte er keinen Widerstand bieten. Wenn ich kein ehrlicher Mensch sein kann, dann will ich ein ganz freier Bösewicht werden.

Darauf verließ er die große Stadt, wo alle Tore für ihn geschlossen waren und flüchtete in die Wüste. Nicht lange und er stand an der Spitze einer arabischen Bande, welche vor allem die Pilger von Mekka beraubte und gleich ihm vom Raub lebte. Aber durch ein Ueberbleibsel von Schamgefühl bestahl er nur Muselmänner, und vermied so, einen Europäer zu töten. Seine Kameraden, die das bemerkten, standen gegen ihn auf und drohten ihm mit dem Tode, wenn er keine Christen töte. Erst widersetzte er sich, dann aber, schwach wie er war, rief er aus: „Wohlan! Wenn ihr mich nötigt, bis an das Ende zu gehen, dann werde ich es noch weiter treiben als ihr selbst!“

Da zog eine Karawane vorbei; sie bestand aus Europäern und Mohammedanern. An der Spitze der Bande schlug er wütend auf alles, was ihm in die Wege kam. Unter den Schlachtopfern fand sich ein Landsmann. Als er nun dieses Opfer als Leiche vor sich sah, ging er plötzlich in sich. „Ich bin ein elender Mensch!“ so dachte er. Er verließ die Räuberbande, die beschäftigt war, die Leichen zu berauben. Er eilte, von Gewissensbissen verfolgt, wie ein Besessener dahin und verschwand in der Wildnis.

Als der Missionar ihm begegnete, hatte er drei Tage umhergeirrt mit der Verzweiflung eines Rain, ohne Essen und Trinken, nicht wissend, was er tat und wollte. Seine Kräfte verließen ihn, als er den Reisenden bemerkte, der aus der Ferne kam. Durch eine höllische Macht angetrieben, suchte er ihn zu erreichen, nicht um ihn zu bestehlen, sondern um ihn zu

töten. „Noch einen werde ich ums Leben bringen und dann mich selbst töten.“

Aber statt des Todes erwartete ihn hier das Leben. Es waren die Hände der Barmherzigkeit Gottes, in welche er fiel.

Das war die Erzählung des reumütigen Mörders. Der Missionar drückte ihn noch inniger als zuvor an sein Herz und sagte zu ihm: „Da ich jetzt deine Geschichte kenne, wird deine Beichte kurz und leicht sein. Knie vor Gott nieder, mein Kind, ich werde dich in seinem Namen von allen deinen Sünden, deinen Missetaten, von deiner ganzen Vergangenheit lossprechen.“

Der Sünder beichtete unter einer Tränenflut. Während der Priester über den damaligen Mörder die Worte der Absolution aussprach, schien es demselben, als ob seine ganze Vergangenheit in den Abgrund der göttlichen Barmherzigkeit versunken wäre, und ein neues Leben sich für ihn eröffnete.

3

## Treu bis zum Tod!

Aus Tanga

**N** am Juli 1930 wurde hier eine Schule für Eingeborene eröffnet. Wir begannen mit zwei Schülern, die übrigen mußten wir selbst zu gewinnen suchen. Bekanntlich stehen die Heiden und die Mohammedaner hier jeder Missionschule feindlich gegenüber. Wir waren oft enttäuscht; aber nicht entmutigt. Hörten uns die Alten nicht, so wandten wir uns an die Kinder. So begegneten wir eines Abends Suma, einem frischen, dreizehnjährigen Jungen. Freudig sagte er zu. In nicht allzuweiter Entfernung stand sein jüngster Bruder Hamesi, der uns unverwandten Blickes betrachtete; weil er aber seit einigen Tagen die Missionschule der englischen Hochkirche besuchte, wollten wir seine Freiheit nicht verletzen. Suma kam, wie er versprochen hatte, und ward zu unserer größten Überraschung von seinem Bruder begleitet. Dieser sagte zu mir: „Ich kann nicht mehr zur andern Schule gehen, so sehr zieht es mich nach hier, nachdem ich Sie gesehen!“ Gerne wurde ihm Aufnahme gewährt.

Aber vier Stunden stille sitzen, welch eine Qual! Der Drang zur Freiheit erfaßte Suma, und er eilte hinaus. Auf seines Bruders Bitten hin versuchte er es wiederholt, verschwand endlich ganz und versank mit den Jahren immer mehr in Heidentum und Laster.

Anders geartet war Hamesi; mit seiner ihm eigenen heiteren Natur gewann er bald das Vertrauen aller. Beim Lernen war er ganz dabei, ebenso beim Spiel und bei der Ausführung toller Streiche. In scherzender Art, zuweilen aber ganz ent-

schiedenen und fest, suchte er unter seinen Kameraden Streit und Kampf zu dämpfen. Er liebte den Frieden mehr als die Befriedigung seiner eigenen Natur: Die meisten Schüler waren arm und bekamen Schreibrtafel und Bücher von der Mission gestellt. Erhielt nun ein kleiner Trozkopf ein altes Buch oder eine alte Schultafel, so fing gleich der Kampf mit seinem Nachbar an. Kaum hatte Hamesi den Streit gemerkt, als er sofort seine eigenen Sachen abgab; obwohl er sehr auf Reinlichkeit bedacht war.

Die Eltern Hamesis waren urwüchsigc Heiden. Den Vater kannte er nicht; denn dieser verließ die Hütte, als er noch keine zwei Jahre alt war. Mit um so größerer Zuneigung liebte er seine Mutter. Ihr vertraute er die Erlebnisse des Tages und der Schule an. Die Mutter, stolz auf seinen Fortschritt, ließ ihm den Willen, obgleich sie selbst nichts über die Religion hören wollte. Darin wollte sie ihn nicht verstehen; denn sie war mit dem Aberglauben und der Zauberei zu sehr verwachsen. Sie spielte bei den heidnischen Tänzen die erste Rolle, bemalte ihren Körper und schmückte ihn mit Federn; im wilden Spiele glich sie mehr einem Wesen der Unterwelt, als einem Menschen. Unter diesen Eindrücken litt Hamesi sehr. Er gehorchte ihr in allem, was nicht Sünde war, hoffte aber, daß sie noch den Weg zur Wahrheit finden werde. Je mehr sich Mutter und Bruder der heidnischen Sittenlosigkeit hingaben, desto mehr machte er sich mit der Schönheit unserer heiligen Religion bekannt. Des Abends schlich er heimlich zu einem benachbarten Christen und ließ sich von ihm unterrichten. Besonders über das Geheimnis der heiligen Messe. Nach zwei Jahren nahte der Tag der heiligen Taufe für ihn, wo er nach seiner eigenen Wahl den Namen Franz erhielt. Mitten aus dem Heidentum und täglich von demselben umgeben, hatte Franz in seinem 13. Lebensjahr die Tragweite des heiligen Taufgelübdes wohl erfaßt. Noch ganz unter dem Eindruck der heiligen Taufzeremonien stehend, durfte er bald darauf seinen Heiland zum ersten Male empfangen. Die Spendung der heiligen Firmung vermehrte seine Freude. Dieses heilige Sakrament ist für unsere Neuchristen, die unter den feindseligen Mohammedanern größtenteils leben müssen, von großer Bedeutung. Ausgerüstet mit der Kraft des Heiligen Geistes, wollte er als treuer Streiter Jesu Christi kämpfen, und sich seines Glaubens nicht schämen. Wie notwendig diese übernatürliche Streitkraft ist, sollte er bald erfahren. Einer unserer christlichen Knaben mußte auf Drohung seines mohammedanischen Bruders die Missionschule verlassen und wurde kurze Zeit später, als er kniend in der Hütte den Rosenkranz betete, von seinem Bruder im Zorne erwürgt. Franz, der in der Nähe wohnte, teilte mir die Art des Todes mit und sprach mit Be-

geisterung von dem Heldentod seines Freundes. Ahnte er vielleicht, daß auch für ihn eine schwere Zeit anbrach? Seinem Eifer für die Religion wurde von seiten seiner Mutter nur mit Trotz und Hohn begegnet. Er war den Angehörigen ein Dorn im Auge. Da verschwand die Mutter eines Tages. Sie überließ ihre Hütte dem Sohne Juma und baute sich draußen im Feld ein eigenes Heim. Es blieb Franz nichts anderes übrig, als beim Bruder zu bleiben. Er versuchte diesen durch gute Worte zu gewinnen; Juma dagegen tat dasselbe, um ihn vom Glauben abzubringen. Als er damit sein Ziel nicht erreichte, verbot er Franz den Besuch der Schule und arbeitete mit



Fähre am Limpopo-Fluß (Photo: Archiv)

Drohungen; aber Juma wurde in seinen Hoffnungen getäuscht! Franz hielt tapfer und treu an seinem Glauben fest. — Nun wurde er von seinem Bruder aus der Hütte hinausgestoßen. Er suchte bei guten Christen Unterkunft und Nahrung. Das alles trug er schweigend; doch fiel sein verändertes, müdes Wesen immer mehr auf. Endlich, von Not und Elend getrieben, vertraute er mir den ganzen Kummer seines Herzens. Wer jahrelang mit der Erziehung dieser armen Kinder Chams betraut ist, besonders in einer Küstenstadt, in der alle Stämme und Religionen vertreten sind, wird oft überrascht durch den Glaubensmut jugendlicher Seelen.

Um nun den Verstoßenen der Gefahr zu entreißen, nahm ihn der Pater Missionar in das Lehrerseminar auf. Franz wurde wieder der fröhliche Junge wie zuvor. Nach drei Jahren jedoch mußte er das Studium aufgeben, weil er krank war. Er dachte wieder an seine Mutter und hoffte bei ihr Genesung zu finden.

Nicht lange darauf kam er jedoch wieder ins Seminar zurück. Die Krankheit aber zog ihn wieder vom Studium zurück, und so verließ er die liebgewordene Stätte zum zweitenmal, um sie nie wiederzusehen. Man brachte ihn ins hiesige Hospital, die Mutter jedoch zwang ihn, nach Hause zu kommen. Müde wanderte er den zwei Stunden langen Weg durch die glühende Sonne und durch das hohe Steppengras zur Hütte der Mutter. Wie freute sich die Heidin, jetzt ihren Sohn ganz in ihrer Gewalt zu haben! Mit aller Beredsamkeit und Schmeichelei suchte sie ihn für die Zauberkunst der heidnischen Ärzte zu gewinnen, und brachte selbst die geriebensten Zauberer zu ihrer Hütte. Sie hatte sich jedoch getäuscht und rechnete nicht mit ihres Kindes Entschlossenheit. Auf alle Schmeicheleien und Drohungen antwortete Franz standhaft: „Lieber sterben, als sündigen!“ Als ich im Dezember in Begleitung einer Frau den Kranken besuchte, wurden wir etwa 10 Minuten von der Hütte entfernt plötzlich aufgehalten. Eine Frauengestalt trat uns entgegen, streckte beide Hände aus; nicht nach uns, sondern nach dem Korb mit Lebensmitteln, den meine Begleiterin auf dem Kopfe trug. „Was soll das heißen?“ rief ich. Sie aber lief mit ihrer Beute davon, ohne sich um uns zu kümmern. Wir hatten Mühe, ihr durch den heißen Sand zu folgen.

Ich ahnte doch noch nicht die ganze Bosheit dieser Frau: der arme Kranke erhielt nicht das geringste von den Gaben, die gute Wohltäter ihm zugedacht. Vier bis sechs alte Heiden kauerten vor der Hütte, während der Kranke ganz allein und verlassen darinnen lag. Um ihn ganz dem Einfluß der Christen zu entziehen, sann die grausame Mutter nach einem teuflischen Plan. Sie dachte, ihn heimlich mit Hilfe der Zauberer zu deren Meister im Fach, also zu einem der größten Zauberer, zu bringen. Franz war aber bereits von der wenigen Nahrung und der inneren Angst und Not so schwach, daß er sich nicht mehr helfen konnte. — Wo die Not am größten, ist Gottes Hilfe am nächsten! Sein ältester Bruder Juma erhielt heimlich Kenntniss von dem teuflischen Plan seiner Mutter und, obgleich Stockheide, erachtete er es als seine Pflicht, als Beschützer aufzutreten.

Zur selben Stunde eilte er hinaus zur Hütte und stellte sich schützend zwischen Mutter und Sohn. „Mutter, was willst du tun? Meinen Bruder der Willkür und Grausamkeit der Zauberer anheimgeben? — Wage es nur, Du sollst dann die Strafe fühlen!“

Die Heidin mußte dem Befehle des Ältesten gehorchen, der nach Stammesfittte in Abwesenheit des Vaters dessen Stelle vertrat. Verlezt und aufgestachelt von den Zauberern, reifte in ihr ein Racheplan, der an teuflischer Bosheit dem anderen nicht nachstand: Ganz langsam, aber bestimmt, sollte Franz den



Hungertod sterben. O Grausamkeit eines heidnischen Mutterherzens! Gleich wie der Löwe sein Opfer in den Krallen hält, hielt sie das ihrige fest, und alle Bitten der Christen, ihnen den kranken Sohn anzuvertrauen, scheiterten an ihrem Trotz.

Ein scharfes Getränk aus einer Baumrinde, das etwas Gift enthielt und dem Kranken heftige Schmerzen verursachen mußte, erhielt er als Medizin von ihr. Einmal fand ich eine dicke, dunkle Flüssigkeit in einer Tasse, ich hielt dieses Getränk für einen sehr starken Tee; hatte aber keine Ahnung von dem Vorhaben der Mutter. Wegen der Schwierigkeiten des Schluckens von festen Speisen konnte der Arme nur sehr wenig genießen. Alles, was gute Christen oder wir selbst ihm schenken an Früchten, Milch usw. nahm die Mutter ihm weg unter dem Vorwande, es könnte ihm nur schaden und ihn bald zum Tode führen. Hunger und Durst quälten den armen Kranken mehr als die Schmerzen der Krankheit. Franz klagte nie; er wollte durch Geheimhalten seiner Leiden seine Mutter zu bekehren suchen.

Einmal reichte ihm sein Tauspate, ein älterer Mann, etwas Trinkwasser. Der Kranke dankte, der Geber aber war sehr erstaunt über diesen Dank. „Was liegt an einem Trunk kalten Wassers“, sagte er. „Ja, gewiß“, antwortete Franz. „Die Mutter hat das Trinkwasser im Schlafraum versteckt, ich kann es mir nicht mehr holen. Wie kostbar war darum dieser Trunk, den du mir reichtest.“ Erboßt über solche Grausamkeit, zwang der Tauspate die Mutter, in seiner Gegenwart etwas Kräftiges zu richten, das er ihm selbst reichen wollte.

So oft wir uns nach dem Kranken erkundigten, bekamen wir nur immer die Antwort, es gehe ihm gut. Als Franz wieder einmal nach mir, seiner früheren Lehrerin, verlangte, säumte ich nicht, hinzugehen. Auch der Pater Missionar benutzte diese Fahrgelegenheit, um ihn mit den heiligen Sterbesakramenten zu versehen. — So durfte ich eine Autofahrt mit dem eucharistischen Heiland machen. 10—15 Minuten vor der Hütte mußten wir den Weg zu Fuß zurücklegen. Still und gesammelt schritt die kleine Prozession mit dem heiligsten Sakrament durch das Gras. Vereinzelt trafen wir arme Heiden an, die das harte Erdreich bebauten. Vor der einzelliegenden Hütte lag ein vierjähriger Junge in tiefem Schlaf. Wir warfen erst einen Blick in die Hütte und fanden auf einem Bettgestell liegend den Kranken, abgemagert zum Skelett. Notdürftig bedeckt lag er auf einem alten Sack und abgetragenen Kleidern. Über sich ein Blätterdach, auf welches die Sonne ihre heißen Strahlen sandte. Sein Anblick weckte herzliches Mitleid.

Nun wurde eine alte Kiste als Versehtisch gerichtet. Der Patient erhielt frische Kleidung; der Heiland wurde auf

reines Leinen neben das Krankenlager gelegt. Ich dachte noch „Opfer neben Opfer“! Sehnsuchtsvoll schaute Franz auf die heilige Hostie. Der Priester, den Blick des Kranken verstehend, hielt die Hostie hoch; feierlich tönte das „Ecce Agnus Dei“ durch den düsteren Raum. In diesem Augenblick schien es, als wolle die Sonne ihrem Herrn und Schöpfer huldigen. Herrliche Strahlen drangen durch die Ritzen des Daches und beleuchteten die Hostie, den Priester und den Kranken, der mit größter Andacht seinen Gott empfing. Tief ergriffen verließen wir dann für einen Augenblick die Hütte, um nach Franzens Mutter zu suchen. — Eine Frau, die eben vorüberging, sagte uns, daß sie morgens in aller Frühe ausgegangen sei und erst abends wieder zurückkomme. Als wir wieder zu Franz kamen, rief er: „Ich sterbe nicht; sondern ich werde noch viel leiden!“ Seelisch gestärkt, sollte auch der Körper nun etwas Nahrung bekommen. Es war noch nichts, nicht einmal ein Tropfen Wasser über seine Lippen gekommen, und es war doch schon 11 Uhr mittags.

Während der Pater Missionar etwas Kleinholz sammelte, sah ich mich nach einer Feuerstelle um. Ich fand zwei alte Töpfe halb in der Erde eingegraben, ein dritter Topf wurde umgestülpt und der Dreifuß für die Feuerstelle war fertig. Bald brannte ein lustiges Feuerchen, und wir konnten dem Kranken etwas Nahrhaftes zuführen. Plötzlich erschien im Türrahmen die Mutter! Unterwürfig und ängstlich brachte sie ihre Entschuldigungen vor, während ihr Herz voll Haß gegen uns war.

„Nur meines Sohnes willen bin ich heute früh weggegangen, um im nächsten Ort etwas für ihn zu kaufen.“ — O diese Heuchlerin! Auf ihre letzten Worte hin schauten wir erschrocken zu Franz. „Ja“, sagte dieser, „auch gestern habe ich nichts gegessen! Sie geht morgens fort und kommt abends heim, meinethwegen unternimmt sie keine Reise.“

Trotz der Schmerzen zeigte der Kranke großes Interesse für alles, was das Seminar, die Schule, die ganze Mission betraf. Für letztere wollte er leiden. Als wir ihn beim Abschiednehmen ermahnten, für die Bekehrung seiner Mutter zu beten, da erst merkten wir, wie schwer es ihm zumute war. „Keine Gelegenheit lasse ich vorbeigehen; aber ein Stein ist nicht so hart, wie das Herz meiner Mutter! Und was wird aus meinem kleinen Bruder, wenn ich nicht mehr da bin? Er wird genau wie die Mutter!“ so klagte er. Ich tröstete ihn und versprach ihm, zu sorgen, daß der Kleine auf die Mission zurückkommt. „O, glaube nur ja nicht, Schwester, daß meine Mutter das jemals gestattet.“ Der kleine Kamassan war für sein Alter etwas altklug und dreist und die Freude und der Stolz seiner Mutter.

Raum acht Tage später erhielten wir die Nachricht, daß Franz im Sterben liege. Schwester Lambertis und ich durften noch einmal den Heiland zum Kranken begleiten. Dieser war freudig überrascht, daß er noch einmal seinen Gott empfangen durfte.

„Leidest du viel?“ sagte der Priester. „Sehr viel; aber besonders sind die Nächte schwer.“ Viel hat Franz unter Hunger und Durst gelitten. Erst kurze Zeit vor seinem Tode sagte er zu einem andern Christen: „Ich sterbe vor Hunger, und habe die Mutter schon so oft angefleht, aber vergebens. O, bitte du die Mutter um etwas Nahrung, vielleicht hört sie auf dich!“ Aber die Mutter blieb hart, und Franz erhielt nichts!

Wir begannen mit den Sterbebeten. Der Kranke, dessen Verstand so klar und frisch war, betete mit. Plötzlich, auf ein Zeichen von ihm, trat große Stille ein.

„Ich sehe Licht!“ rief er. „Zwei Gestalten, ein Jüngling und eine schöne Frau in blendend weißem Kleide, kommen auf mich zu!“

Den Blick nach oben gerichtet, die Hände in halber Höhe ausgestreckt, verharrte er zum Erstaunen aller Anwesenden eine Weile in dieser Stellung. Endlich rief er aus: „Freuet euch, o freuet euch mit mir, meine Leiden sind vorbei, ich darf zum Vater in den Himmel!“

Als dann auf seinen Wunsch das Gebet: Unter deinen Schutz und Schirm... verrichtet wurde, betete er wieder mit, machte am Schluß andächtig das heilige Kreuzzeichen, faltete die Hände kreuzweise über die Brust — und entschlief.

Die Mutter, die beim Tode nicht zugegen war, erschien später und sagte: „Der Leichnam gehört mir und wird nach unserer Sitte beerdigt!“ Sie verweigerte das christliche Begräbnis. Franz sollte heidnisch, also wie ein Tier, begraben werden; aber die Christen hielten Wache. — Die Neger kennen keine Aufbahrung der Leiche, was auch meistens wegen der großen Hitze nicht möglich ist. Der Tote wird in seine Lächer eingehüllt und der Erde anvertraut. Bei Franz verstrich eine Zeit von 20 Stunden, bis er begraben wurde. Nach dem Tod trug sein Antlitz den Stempel der Freude und des Friedens; der ganze Körper war beweglich. Die herbeigeeilten Heiden fragten erstaunt: „Was ist das? So etwas haben wir noch nie erlebt! Unsere Toten verändern sich und werden steif, und dieser sieht wie lebend aus.“ Das gleiche sagte seine Mutter. Immer wieder fühlte sie sich zur Leiche hingezogen; und immer wieder betrachtete sie das Opfer ihrer Grausamkeit. Endlich wich ihr Trost! Sie gab den Christen die Leiche ihres Sohnes frei, und wohnte mit vielen anderen Heiden der Beerdigung bei.

Elf Tage später holte sich der Todesengel in der kleinen Hütte den jüngsten Bruder von Franz, der Mutter Liebling.

Er war plötzlich auf dem Felde gestorben. In wildem Schmerz schrie die Mutter. Ihre Klagen drangen weit hinaus. Aber es war zu spät! Als die Heiden kamen, fanden sie die Mutter weinend neben dem toten Kinde. Ob sie noch durch vieles Leid den Weg zur Wahrheit findet? Einige Heiden, die alles miterlebten, haben den Glauben nach dem Tode von Franz bald gefunden und wohnen nun dem Taufunterricht bei!

3

## **Ngonji als Untersuchungsreisender** (Schluß)

Ngonji ist auch überall zu Hause. Er ist Meßdiener, Küster, denn er zündet die Kerzen an und bläst sie aus, er ist Tischdiener und Abwascher... Aber schaue nicht nach den Töpfen und Pfannen. Noch weniger nach den Trockentüchern; denn sonst vergeht dir der Hunger für immer... Ich esse am liebsten am Abend, wenn es dunkel ist, dann kann ich es nicht sehen...

Ngonji ist auch noch mein Kleiderreiniger. Ein sehr undankbares Werk. Der Leser weiß natürlich nicht, wie die Batuakinder aussehen, und wenn du diese jeden Tag auf deinen Arm nimmst und auf deinen Knien sie tanzen oder Pferde reiten läßt, so bleibt natürlich an der weißen Hose und dem sauberen Hemd nicht mehr viel Weißes übrig. — Die Batuakinder werden nie gewaschen, denn das wäre gegen den Gebrauch und die Gewohnheit der Borahnen. Wohl werden die Kinder oft eingerieben, mit einem roten Pulver, das Ngola heißt, wenn die Mutter für diese Operation Zeit hat. Dann sind die Kleinen ganz rot, von den Haaren bis zu den Zehen. Drücke dann die kleinen, roten Teufelchen an dein Herz; — denn lieb sind sie und wäre es allein, weil sie meine Schützlinge sind, — und ich werde selbst noch ein Rothäuter! Das Rote allein wäre noch nicht so arg; aber das Rot bedeckt mit Schmutz, und oft sind sie auch nicht gepudert, so daß man nur Ruß und Fett und Schlamm sieht, usw....

Wenn Ngonji mich mit den Kindern beschäftigt sieht, dann kann er mir so vorwurfsvolle Blicke zuwerfen; aber ich tue, als sehe ich es nicht. Dann tadelt er mich mit bitteren Worten: „Immer mit diesen schmutzigen Batuakindern! Lasse sie doch in Ruh! Ich muß immer deine Kleider waschen; aber wenn du es noch einmal tust, dann wasche ich sie nicht mehr!“ Ngonji bleibt beim Plagen, und ich bleibe dabei, meine Kinder lieb zu haben. Und er wäscht ruhig meine roten und fettigen Hosen und Hemden.

Ngonji ist Batua und wird seinem Volk und seiner Art nicht untreu durch den Dienst bei einem Weißen. Er ist selbst stolz, ein Batua zu sein. Er verteidigt sein Volk bei den größten

Meistern der Nkundo, spricht kühn und verwegen, weil er sich dessen bewußt ist, daß Fafa da ist, um ihn zu schützen. Der Nkundo, und vor allem der große König, sind nicht gewohnt, eine solche Sprache aus dem Munde eines Batua zu hören. — Aber Ngonji ist auch ein echtes Naturkind und kann mich ganz ehrfurchtsvoll auf meine Gebrechen aufmerksam machen: „Sieh, Fafa, das mußt du mir nicht mehr sagen, da tust du mir weh!“ usw. — Er ordnet manchmal auch meine Arbeit, gibt den Trägern und dem Koch Befehle, ja erteilt dieselben auch manchmal an die Nkundo-Häupter.

Wenn wir an Flüsse kommen, und ein Pfahl oder Baum ist darübergelegt, klettere ich auf Händen und Füßen darüber, mich an dem Stamme festhaltend. Ngonji, der immer hinter mir nachläuft, kann nicht unterlassen, zu lachen und das Schreien der Affen nachzuahmen. Es muß wohl auch in den Augen eines Batua eine komische Position sein, denn er selbst läuft über den Baum wie über festen Boden. Die Batuas sind viel behender als die Affen in den Bäumen. Diese laufen auf ihren Vieren über die Zweige hin, der Batua braucht allein seine Füße und läuft aufrecht, ohne sich festzuhalten. Sie sind in einem Augenblick unten, fallen mir zu Füßen und beschauen mich mit einem Gesichte, als wollten sie sagen: „Wohlan, mach das einmal nach!“ — Sie springen von einem Baum in den andern, aber dann haben sie doch zwei Hände und zwei Füße nötig. Ich habe sie noch nicht gefragt, ob sie denn keine Last haben vom Drehen des Kopfes, wenn sie da oben am Herumspringen sind. Mein eigener Kopf dreht sich von diesen Halsbrechereien und das können sie nicht begreifen.

Weil Ngonji sich oft wegen seiner Waghalsigkeit und Kraft vor allen rühmt, habe ich ihn einmal auf eine harte Probe gestellt, und das wird er nicht vergessen.

Auf einer unserer Reisen begegneten wir einem Staatsagenten, der sich auf einer Durchreise mit seinen Soldaten befand. Ich sprach mit diesem Weißen ab, Ngonji, meinen Boy, zum Schein anzuhalten, um einmal herzlich lachen zu können. Der Weiße rief Ngonji, der nichts Böses vermutete und lachend zu ihm hinging. Kaum war er bei dem Staatsagenten, so begann dieser, ihn auf das strengste auszufragen über all sein Tun und Lassen...: „Bist du kein Dieb? Hast du bei Fafa keine Zigaretten gestohlen? Betrügst du den Fafa nicht?“ Ngonji begriff nichts davon, er wußte nicht, sollte er lachen oder weinen. Aber der Weiße wurde immer brutaler, obwohl es ihn Mühe kostete, seine Rolle bis zu Ende zu spielen. „So, Männchen, wenn du keine Zigaretten gestohlen hast, dann doch sicher Streichhölzer...“ Da war etwas Wahres daran; doch hatte ich dem Weißen kein Wort davon gesagt, obwohl Ngonji das Gegenteil annahm. Der tapfere Junge schwieg bei dieser Be-

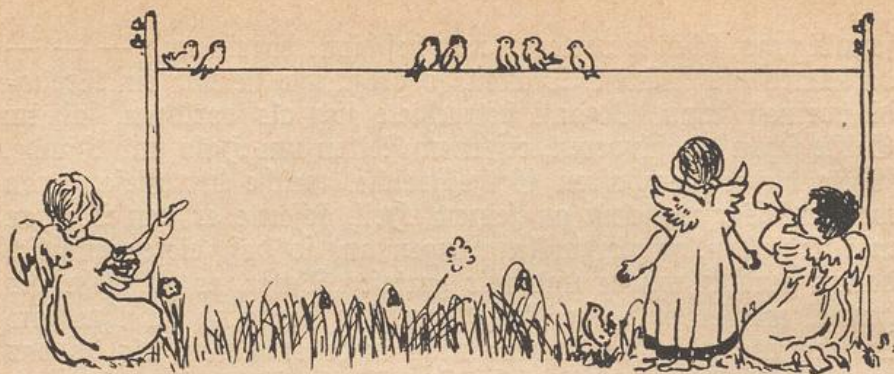
schulldigung, schaute verlegen und beschämt darein und — — — da kamen die Tränen; Tränen, so groß, wie sie nur ein Krokodil weinen kann. Ngonji betrachtete sich als verloren, sah im Geiste schon die schweren, eisernen Ketten um Hals und Hände, fühlte die schmerzhaften Geißelstrieche, welche der Gefangenen warten. Verzweifelnd an seinem Heil, schaute er den Weißen mit flehenden, schmerzvollen Augen an, so daß dieser wirklich davon gerührt wurde und mir zurief: „Pater, es ist mehr als genug, machen wir ein Ende damit!“ Ich ging zu ihm hin, und konnte mich des Lachens nicht mehr erwehren, als ich das traurige Gesicht Ngonjis sah. Der Weiße steckte ihm ein paar Zigaretten in die Hand und gab einem Soldaten Befehl, für Ngonji und meine Getreuen Fleisch und Maniok zu bringen.

Aber dieser Streich hatte noch eine andere, unvorhergesehene Folge. Kaum hatten mein Koch und die Träger von ferne gehört, daß Ngonji durch die Soldaten zum Staatsagenten geführt wurde, flüchteten sie, für ihre eigene Haut fürchtend, in den Wald und ließen mich mit Sack und Pack im Stich. Jetzt war der Fopper selbst gefoppt! Vielleicht auch ein wenig verdient! Am Abend kamen sie wieder alle zurück, und als wir beim Feuer saßen, erzählten sie mir, wieviel Angst sie ausgestanden hatten, und wie sie es nicht begreifen konnten, daß ihr Tasa sie durch die Soldaten hatte anhalten lassen. Ich erklärte ihnen dann, daß ich Ngonji eine Lektion geben wollte, weil er immer beteuert, daß nichts und niemand ihn bange machen kann. Da hatten sie dann Freude daran, und Ngonji saß abseits, schweigend; im Innern kochte es.

Am nächsten Tag suchte er mich allein auf. Er sagte mir ganz kindlich, daß diese Lektion sehr hart gewesen sei, und ich doch so etwas nie mehr tun möchte, was ich gern bejahte, indem ich beifügte, daß auch er ein braver Junge bleiben müßte.

Monate sind vorübergegangen. Ngonji ist still und bescheiden geblieben. Er prahlt nicht mehr bei Mkundo noch bei den eigenen Stammesgenossen. Er wächst an Jahren und Verstand und auch an Tugend. Ich bin stolz auf Ngonji und hoffe sicher, daß er einst ein tüchtiger Hausvater, ein guter Katechet und treuer Mitarbeiter werde bei der Ausbreitung unseres heiligen Glaubens bei seinem armen Volk, den Batuas der Urwälder.

Teurer Leser, gedenke in deinem Gebete auch an Ngonji und auch an die armen Buschmenschen, die weder Haus noch Kleider besitzen. Ihr einziger Reichtum ist Pfeil und Bogen. Ihr einziges Haus der ewig wüste Urwald, in dem kein Sonnenstrahl durch das dichte, grüne Gewölbe hindurchdringt. Sie sind die Ärmsten der Armen auf dieser Erde und verdienen doch auch den Reichtum der heiligen Gnade Gottes.



## F ü r d i e K i n d e r

**S** heute erzähle ich euch etwas von unsern kranken Negerlein. Als ich nämlich eines Morgens aus der Kirche kam, standen einige Frauen mit weinenden Kindern vor dem Schwesternhaus. Ein altes, graues Mütterchen kauerte mit seinen alten, wunden Füßen auf dem Boden. Einige Kinder waren dazwischen, welche wehe Augen hatten. Dann kam ein armer Mann mit einem dickgeschwollenen Gesicht; ein anderer hatte eine große Wunde am Bein. Gerne hätte ich allen geholfen und unsere Schwester Richardis in ihrer Krankenpflege unterstützt.

Nachmittags kam eine junge schwarze Mutter, weinend und jammernd, mit ihrem dreijährigen Töchterchen auf dem Rücken. Nun werdet ihr mich fragen: „Was fehlt dem Kinde?“ Hört! Die Kleine hatte eine Bohne in das Näschen gesteckt. Diese Bohne wollte nicht mehr heraus. Nun müßt ihr wissen, daß die schwarzen Mütter ihre Kleinen nicht weniger gern haben als die europäischen Mütter. Zwei Stunden lang ist die Mutter mit dem Kinde gelaufen, um Hilfe in dieser Not zu suchen. Schwester Richardis gab nun der Kleinen etwas zum Schnupfen, damit es ans Niesen kommen sollte; aber das Kind wollte nicht schnupfen, um keinen Preis. Die Mutter schrie und weinte noch mehr als das Kind. Nun wurde ein Versuch gemacht mit einer Nasenspritze und — o Freude — die verhängnisvolle Bohne sprang zur größten Überraschung aus ihrem Versteck. Jetzt weinte die Mutter noch mehr, und dieses Mal aus lauter Freude. Wir wiesen sie darauf hin, dem lieben Gott dafür zu danken, was sie auch sofort tat.

Nun noch ein anderes Stückchen, das euch auch gewiß interessieren wird. Man brachte uns einen getauften 13jährigen Knaben mit einer großen Wunde am Fuß. Diese war natürlich sehr vernachlässigt, so daß wir wenig Hoffnung auf Genesung hatten. Schon machten wir uns mit dem Gedanken

vertraut, daß das Bein abgenommen werden müßte. Der Junge konnte nämlich gar nicht gehen, sein Vater hatte ihn in einem Sack auf dem Rücken zu uns gebracht. Aber mit Gottes Hilfe und der aufopfernden Pflege der Schwestern verschwand allmählich das wilde Fleisch. Die Wunde wurde immer kleiner und heilte schön zu. Unsere Krankenschwester sagte einmal zu ihm, während sie ihn behandelte: „Siehe, Alois, die Wunde ist schon recht sauber und sie heilt“, und zum Schluß fügte sie dann noch scherzend hinzu: „Jetzt brauchte ich nur noch ein Stückchen Haut.“ Als die Schwester am Abend zu ihrem kleinen Patienten kam, hielt ihr dieser ein Stückchen Ziegenhaut voll borstiger Haare entgegen. Sein guter, treusorgender Vater hatte einfach einer Ziege vom Schwanz ein Stück Haut abgeschnitten und sie frohlockend seinem Sohne gebracht. „Schwester“, jetzt hast du eine Haut, lege sie nur darauf, dann ist die Wunde gleich zu, und ich kann zur Schule gehen.“ Wir konnten natürlich ein solches Pflaster nicht brauchen, aber ihr seht, was unser Alois für ein eifriger Schüler war.

Ein anderes, schwarzes Bübchen kam am Sonntag morgen an der Hand seines Vaters zu uns und wollte auch von einer großen Wunde geheilt werden. Arnold, so heißt nämlich der Kleine, wohnt nicht weit von unserer Mission und kommt jeden Tag zum Verbinden. Die Krankenschwester fragt ihn eines Tages: „Nun, kleiner Arnold, sag mir, wo wohnst du denn?“ „Weißt du, Schwester, dort unten, wo so ein kleines Häuschen steht, aber ich werde die große Mama (Schwester Wenzeslawa) bitten, daß ich jetzt bei ihr wohnen und beim Vater schlafen darf. Als er nun immer beim Feuer stand und sich wärmte, fragte ihn die Schwester: „Arnold, was machst du da beim Feuer, was stehst du da und gehst nicht nach Hause?“ „Ja, Schwester, hier am Feuer werde ich fett“, und das war ihm ja auch zu glauben; denn der Bengel stand beim großen gefüllten Schweinskeßel, der neben dem Feuer hing; er holte und nährte sich redlich davon. Nun muß aber doch noch hinzugefügt werden, daß dieser kleine Arnold später seinen Katechismus sehr gut gelernt hat.

Es ist eine Freude, hier unsere 250 Knaben auf dem Schulhof herumtollen zu sehen. Sie kommen 2—3 Stunden weit zur Schule bei gutem und schlechtem Wetter und haben großen Eifer. Wenn die große Schulglocke zum Unterricht ruft, mochte jeder der erste sein, der auf der Schulbank sitzt. Sie kommen drei Tage in der Woche, und die andern drei Tage kommen die Mädchen in derselben großen Anzahl. Beten und singen tun sie in der Kirche, daß es nur so schallt, und wenn der schwarze Lehrer noch nicht zum Harmoniumspielen da ist, dann nehmen sie selbst die Gesangbücher und singen aus



voller Kehle. Das Schwierigste ist das Stillestzen in der Schule. Als ich eines Tages beim Beginn des Unterrichtes mit dem Aufrufen der Namen fertig war, sprang Moriz aus der Bank und sagt zu mir: „Schwester, ich muß aber eben den da noch verhauen, er hat mir mein Hemd zerrissen.“ Ich sagte zu ihm: „Dann verdient ihr ja beide die Prügel und du die meisten.“ Moriz ist aber sonst ein sehr tüchtiger Schüler. Er schlägt keine Ermahnung in den Wind, und aus solchen Kindern kann man etwas machen, weil sie gehorsam und für alles Gute empfänglich sind.

Ihr seht, liebe Kinder, daß eure Opferchen und euer Gebet für die schwarzen Kinder nie verloren sind, und nicht nur den Negerlein, sondern auch euch zum großen Segen werden.

B

### **Herzlichen Dank**

allen lieben Wohltätern und Abonnenten, welche im vergangenen Monat den Betrag für die Caritasblüten einsandten.

„Gütigkeit ist wie ein gesegnetes Paradies und Barmherzigkeit währet ewiglich. . . Brüder, helfet einander zur Zeit der Trübsale, aber Barmherzigkeit rettet mehr als sie. (Sir. 40, 17, 24.)

### **Vollkommene Ablässe**

welche die Mitglieder der Erzbruderschaft vom kostbaren Blute vom 15. April bis 15. Mai gewinnen können:

1. am Gründonnerstag; 2. am hochheiligen Osterfeste; 3. am Feste Kreuz-Auffindung, 3. Mai; 4. einmal im Monat an beliebigem Tage; 5. am Tage der Einschreibung in die Erzbruderschaft.

### **Goldkorn für die Mitglieder der Erzbruderschaft:**

Es läßt der Herr Blut und Wasser zugleich aus seiner Seite fließen, um die beiden Hauptsakramente anzudeuten, die Taufe und das Altarsakrament, durch welche seine Brüder dem Fleische nach zu seinen Brüdern, dem Geiste nach zu seinen geistigen Gliedern werden und mit ihm in die engste Verbindung treten; das eine wäscht ab und reiniget, das andere belebt, nährt und entzündet; das eine weiht ein zur Gemeinschaft mit Christus, das andere ist der Höhepunkt dieser Gemeinschaft; das eine ist der Anfang des Lebens, das andere bewirkt die Vollendung desselben.

### **Gebetserhörnung**

Dem heiligsten Herzen Jesu und der heiligen Theresia vom Kinde Jesu innigen Dank für Erhörnung in einem besonderen Anliegen.

Paderborn N. N.

### **Das Totenglöcklein**

möchte alle lieben Abonnenten um ein stilles Memento bitten für unsere verstorbenen treuen Abonnenten:

Frau Bernhard Naber, Langenberg; Frau Dorothea Strohmeier, Frau Katharina Link, Klingenberg; Frau Maria Zahnen, Beförderin der Caritasblüten, M. Gladbach, Theresianum; Paula Kilscher, Buer-Scholven. R. I. P.